



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Altes und Neues von Hans Hopfen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Altes und Neues von Hans Hopfen



Hans Hopfens Erzählungen gehören zu den Büchern, die man immer mit gutem Vorurteil in die Hand nimmt. Er genießt einen vorzüglichen litterarischen Ruf, obwohl sich an seinen Namen keine dichterische That von nationaler Bedeutung knüpft. Es ist seine Gesamterscheinung mit all ihren Licht- und Schattenseiten, die ihm so viele Freunde verschafft hat. Vorwaltend ist ein frischer, burschikoser Zug in ihm, er scheint so etwas wie ein litterarischer Naturbursch zu sein. In allen Formen der Dichtkunst hat er sich versucht, in der Lyrik, in der Epik, im Drama, überall hat er teilweise sehr Anmutendes geschaffen, seine Gedichte, sein „Pinzel Mings“ (doch nur ein episch ausgeführter Witz, weiter nichts), sein Schauspiel „In der Mark“ enthalten schöne Einzelheiten; aber keines seiner Werke ist tadellos, keines ersten Ranges, keines durchschlagend. Man muß litterarisch geschult sein, um ihm gerecht werden zu können. Man kann ihm nicht Nachahmung, Nachempfindung größerer Meister zum Vorwurf machen; man kann aber ebenso wenig einen ausgesprochenen Stil in seiner Kunst nachweisen. Seiner Urwüchsigkeit fehlt doch die ausgiebige künstlerische Natur; seine Dichtungen scheinen nicht alle organisch, notwendig, von innen heraus gewachsen zu sein, sie sind nicht mit dem Menschen in ihm geworden und haben sich nicht mit der zunehmenden Reife des Mannes vertieft. Wohl hat er seit der „Peregretta“ auch die äußere Form, die epische Technik beherrschen lernen, aber er ist mehr in die Breite als in die Höhe gewachsen. Seine Phantasie ist ohne Zweifel wahrhaft dichterisch und sehr empfänglich, aber doch nur für das Äußerliche der menschlichen Erscheinung. Hopfen ist vor allem Sittenmaler. Zu Hause ist er in Baiern, aber es ist ihm gar nicht schwer gefallen, sich auch in Tirol, in Wien, in Berlin, in Paris, in Rom heimisch zu machen. Er kennt den groben bairischen Bauer ebenso gut wie das Volk der Pariser Salons, er kennt das Wiener Wäschermädel ebenso wie die „höhere Tochter“ des norddeutschen Bürgerstandes; er schildert sie mit richtigen Lokalfarben und in Liebe und Haß mit treffendem Urteil. Ebenso den deutschen Studenten, den Soldatenstand aller Grade, den Wachtmeister so gut wie den Major, den Schriftstellerstand, die Adlichen und die Schauspieler, die Pfaffen und die Lebenskünstler, Halbwelt und Philister. Alles, was sich

äußerlich sehen läßt, trifft Hans Hopfen mit seinem gebildeten Sinn vorzüglich. Dabei liebt er es auch, ein schneidiges Wort zu sagen: er haßt z. B. die katholische Wirtschaft, den Aberglauben des Landvolkes, die Verdummungspolitik seiner Geistlichen, seine Erzählungen spitzen sich da häufig zur Satire zu. Sein künstlerisches Verständnis für alles Äußerliche bewährt sich auch dann, wenn er sich auf einen entfernten geschichtlichen Boden stellt, wie z. B. in dem Schauspiel „In der Mark.“ Wie hübsch ist im ersten Akt das Kolorit der Zeit des siebenjährigen Krieges getroffen: mit wie satten Farben ist überhaupt das ganze Stimmungsbild festgehalten! Auf alle diese Künste versteht sich Hans Hopfen, wie nicht leicht ein anderer. Seine Schwäche liegt nur darin, daß er nicht leicht über dieses Äußerliche hinauskommt oder vielmehr, daß er nur ein und die andre Szene oder Situation dichterisch schaut, alles übrige nüchtern hinzugrübeln muß. Meist enden seine Geschichten konventionell, oder sie leiden stark an Unwahrscheinlichkeit, oder sie werden übers Knie gebrochen, weil ein anderer Abschluß nicht gefunden wird. Eine Figur und ihr Ton liegen ihm am besten: das ist die Gestalt des Junggesellen, mag er nun etwas militärisch schneidig oder mehr bürgerlich empfindsam und beschaulich sein. In dem Major, der so lange Geschichten zu erzählen versteht, hat er so recht diesen Ton getroffen. Aber ein Poet, der sich naiv zur Höhe philosophischer Betrachtung erhebt, ist dieser Major nicht. Er sucht nicht im Einzelfall ein Beispiel für viele zu geben, er hat nicht den Tiefblick in die Natur des Menschen; darum bleibt auch die wahre dichterische Wirkung aus. Der Major erzählt nur das Absonderliche, das eben deswegen sich seinem Gedächtnis eingepägt hat, natürlich mit der größten Sorgfalt in der Charakteristik gerade des Soldatenlebens in Krieg und Frieden. Nicht immer erzählt er mit Geschmack, manchmal wie z. B. in „Schneidigen Liebchen,“ sogar etwas zu breit, langweilig, es dauert immer etwas lange, bis er zur eigentlichen Geschichte kommt, seine Einleitungen könnten meist knapper sein; aber schließlich hat man den männlichen Sprecher doch lieb, er hat kräftige Worte für schlechte Menschen und Zustände, und es fehlt ihm auch nicht an Humor. Wer wird da weiter nach einer Weltanschauung forschen?

Das ist Hopfen als Erzähler, wie wir ihn bisher kennen gelernt haben. Nun sind beinahe gleichzeitig drei Bücher von ihm ausgegeben worden. Der Stellvertreter, eine Erzählung, und die Studentengeschichte: Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer sind neue Dichtungen; die bairische Dorfgeschichte: Der alte Praktikant erscheint in dritter Auflage (sämtlich im Verlage der Gebrüder Paetel, Berlin, 1891).

Den „Stellvertreter“ kann man nicht zu den besten Werken Hopfens rechnen; er ist vor allem eine für die kleine Handlung zu breit erzählte Geschichte, obwohl der Dichter mit wahrer Virtuosität die Lücken in der Entwicklung seiner Hauptfiguren mit allerlei Schilderungen auszufüllen bestrebt

gewesen ist. Wir finden alle Merkmale der Hopfenschen Muse wieder: große Gewandtheit in der Schilderung von Sitten, hier sogar recht *al fresco*, und auf einen Raum vereinigt die Bilder deutscher, slawischer, französischer und italienischer Sitten und Nationalcharaktere; aber die rein menschliche Charakteristik ist nicht warm, nicht tief, nicht durchsichtig genug geraten, es fehlt nicht an Verstößen gegen die Wahrscheinlichkeit der Erzählung. Am gelungensten sind alle Nebensachen, auch die Nebenfiguren. Die Anregung zu der Erzählung hat Hopfen sehr wahrscheinlich einer wirklichen Begebenheit zu verdanken, die er sich dann in seiner Weise poetisch zurechtgelegt hat. Die Geschichte ist kurz die folgende.

Zwei Freunde, Graf Egbert und Baron Roderich, beide deutsche Offiziere, lernen gleichzeitig ein und dasselbe Mädchen, Stephanie, die Tochter eines reichen polnischen Gutsbesizers, des Grafen Ladislaus in Schlesien kennen und lieben. Egbert und Roderich sind grundverschiedne Charaktere, und darnach bildet sich ihr Verhältnis zu einander und zu dem Mädchen aus. Egbert, ein sehr schöner Mann, ist der naive Egoist, dem Roderich, der auch nicht gerade häßlich ist, in seltener Güte immer und überall die Vorhand und den Vortritt läßt. Egbert ist gewöhnt, überall zuzugreifen, Roderich, überall zuzusehen. Roderich ist in seiner ruhigen Sachlichkeit der Vertraute aller Welt und trägt alle Lasten und alle Freuden dieses Amtes mit Bescheidenheit. Da Egbert in seiner mittheilsamen Weise Roderich zum Vertrauten seiner Leidenschaft für Stephanie macht, so fühlt sich dieser verpflichtet, die eigne Neigung zu verschweigen, ja zu unterdrücken, umso mehr, als er merkt, daß Stephanie die Liebe seines Freundes erwidert. Es kommt in der That so weit, daß Egbert und Stephanie sich öffentlich verloben sollen, der alte Graf Ladislaus ist mit der Wahl seiner Tochter völlig einverstanden. Da erfährt Roderich, daß sich dieser Graf in seiner Jugend nicht kavaliermäßig benommen hat und deswegen den Militärdienst — in Petersburg — hat verlassen müssen. Ladislaus hat sich nämlich infolge seiner tiefen religiösen Gesinnung gegen das Duell in Wort und That ausgesprochen und sich deshalb mit seinen adlichen Standesgenossen überworfes, sodaß er gezwungen wurde, den Offiziersrock abzulegen. Das ist vor dreißig Jahren geschehen; es lagert Vergessenheit auf dieser Geschichte, Roderich erfährt sie zufällig und erzählt sie seinem Freunde. Obwohl beide bei einer drastischen Gelegenheit die stärkste Überzeugung gewinnen können, daß Ladislaus wirklich nur aus Frömmigkeit und nicht aus Feigheit jenen Bruch mit dem Adel herbeigeführt hat, ist Egbert doch so kleinlich und so abgeschmackt, aus diesem Grunde seine geliebte Stephanie Knall und Fall zu verlassen. Das trostlose Mädchen wird halb wahnsinnig vor Schmerz über diese Täuschung; sie fährt mit dem nicht weniger gebeugten Vater nach Paris, versucht es, sich im Strudel der Vergnügungen zu zerstreuen, es gelingt ihr aber doch nicht recht; schließlich heiratet sie den Vertrauten ihres treulosen Geliebten, den

guten Roderich, der ihr nach Paris nachgereist ist. Die Ehe ist glücklich, beide leben fünf Jahre ganz zufrieden mit einander.

So weit ist auch die Erzählung recht hübsch; die Schwächen treten erst im zweiten Teile hervor. Mit dem zunehmenden Alter wird Graf Ladislaus immer bigotter, sodaß er schließlich mit seiner Tochter nach Rom fährt, um sich vom Papste (Pius IX.) segnen zu lassen. In Rom treffen Vater und Tochter den Grafen Egbert, der sich — echt Hopfensche Phantasie! — als Offizier der päpstlichen Ehrengarde zu einem frivolen Genußmenschen ausgebildet hat; er hat da ein wahres Lotterleben geführt und obendrein jesuitische Moral eingefogen. Beim Wiedersehen der verlassenen Geliebten erwacht die alte Leidenschaft in ihm, und in echt romantischer Weise — in der halbdunkeln Peterskirche, wo die Leiche des eben gestorbenen Pius aufgebahrt ist und von einer zahllosen Volksmenge betrachtet wird — flüstert er Stephanie in teuflischer Weise Verleumdungen ihres Gatten ins Ohr: Roderich hätte die alte Duellgeschichte ihres Vaters mit Berechnung aufgewärmt, um ihn, Egbert, aus dem Herzen Stephaniens zu verdrängen. Stephanie ist merkwürdigerweise einfältig genug, dem Verleumder zu glauben; ihre Ehe erleidet so einen schweren Stoß, sie will sich von Roderich trennen. Als dieser einige Monate darauf rasend, empört den hinterlistigen Jugendfreund mit dem Degen in der Hand zur Rechenschaft ziehen will, entwaffnet ihn Egbert durch das inzwischen erworbene Gewand des katholischen Priesters. Nur in Flüchen kann Roderich seiner Wut Ausdruck geben. Seine Ehe behält einen Riß, bis sie der alte Ladislaus auf seinem Sterbelager wieder kittet.

Die Schwächen der Geschichte liegen, wie gesagt, in der nicht genügend fesselnden Charakteristik der drei Hauptfiguren; die Exposition dieser Charaktere, namentlich Egberts, hätte auf die Schlußwendung mehr vorbereiten sollen. Egberts Teufelei wirkt überraschend, man hat sich ihrer nicht versehen. Darum wirkt auch die in seiner Gestalt gegebene Satire jesuitischer Moral tendenziös aufdringlich, sie wächst nicht künstlerisch aus dem Stoff heraus. Wie gut Hopfen etwas darstellen kann, was er nicht bloß erfonnen, sondern auch gesehen hat, erkennt man an der Episode des tollen Hundes, die dem alten Ladislaus Gelegenheit zur Bekundung seines mit Unrecht bezweifelte persönlichen Mutes giebt. Dieses kraftvolle, höchst bewegte Stück ragt wie eine leuchtende Nase aus dem Buche hervor; Hopfen hat es auch mit sichtlicher Freude ausgeführt. Ebenso die Schilderung Roms bei der Leichenseier des Papstes: sie beruht eben auch auf Anschauung. Auch die Zeichnung des alten Ladislaus, eines edeln, religiösen Mannes von Geist, ist gelungen; nur ist sie gegen den Schluß hin verzeichnet, die Hand des Dichters ist da ins Schwanken geraten. Weil ihn Hopfen so braucht, ist Ladislaus in Rom ein thörichter Greis; von Rom zurückgekehrt ist er wieder kräftig und besonnen, weil ihn Hopfen eben wieder anders braucht. Man legt also die Erzählung mit ge-

mischten Gefühlen aus der Hand, denn man freut sich nicht, sich wegen der Geschichte einer abgeschmackten Schusterei so aufgeregt zu haben.

Hans Hopfen hat die nicht üble Gewohnheit, am Schlusse seiner Erzählungen mit einigen Ziffern das Datum ihrer Entstehung anzugeben, sowie die Maler in eine Ecke ihrer Gemälde zu ihrer Unterschrift auch noch die Jahreszahl hinzufügen. Den „Stellvertreter“ hat er vom März 1879 bis zum Juni 1880 gedichtet; zwei Jahre vorher, 1877, ist seine bairische Dorfgeschichte „Der alte Praktikant“ entstanden, die wir ohne Bedenken hoch über die spätere Erzählung stellen. Hier atmet man wirklich poetische Luft, schon die Grundlage der Erzählung ist dichterisch stimmungsvoll; hier bewegt sich Hopfen in einer Welt, die er aus reicher Anschauung und innerer Verwandtschaft genau kennt, die Charakteristik ist meisterlich, die Figuren, so zahlreich sie sind, treten uns rund und leblich vor Augen, Handlung und Episode sind harmonisch mit einander verbunden. Leidet der Schluß hier auch wieder an allerlei Unwahrscheinlichkeiten (Hopfen liebt es, seine Menschen hinterher gar zu viel erraten zu lassen; sein Graf Ladislaus leistet darin Fabelhaftes), so vermag er doch nicht die vielen schönen Erinnerungen an alles, was vorhergegangen ist, zu verderben. In dieser Dorfgeschichte ist es dem Erzähler, sehr zu seinem Vortheile, weniger um das zu thun, was man eine spannende Geschichte nennt, als um die freundige und innige Darstellung des Zuständlichen. Man kann sagen, er schreitet von Episode zu Episode, aber jede ist schön für sich, das Ganze ruht auf dem sichern Boden heimischer Anschauung.

Schon der äußere Rahmen, der dieses Bild bairischen Volkstums zusammenhält, ist sehr anmutend. Wir werden in die Zeit vor etwa dreißig Jahren in ein kleines bairisches Gebirgsnest versetzt, das drei Meilen abseits von München liegt. Eben wird die Eisenbahn eröffnet, die das Dorf endlich mit der Welt verbinden soll. Die dümmeschlaunen Bauern haben sich nämlich ein kleines Menschenalter vorher, wo die ersten Eisenbahnen gebaut wurden, einem solchen Bau widersetzt. Den Vortheil davon hatten nur wenige Bauern, der Krämer, der Bräuer, aber nicht die Gemeinde. Diese blieb hinter der Zeit zurück. Schließlich sah man doch die begangene Thorheit ein, und die Dörfler bettelten beim König und beim Parlament um dieselbe Eisenbahn, der sie sich zwei Jahrzehnte zuvor widersetzt hatten. Die Aufregung und die Umwandlung, die nun die durchjagende Lokomotive in allen Schichten der Bevölkerung, beim Pfarrer wie beim Krämer hervorruft, schildert Hopfen mit großer Sachkenntnis und mit fesselndem Humor. Es ist ein Bild des ganzen Jahrhunderts kunstvoll auf engen Raum zusammengedrängt und von innerer Wahrheit erwärmt und durchleuchtet. Und dazu tritt noch die allerschönste Erfindung, die Gestalt des alten Praktikanten.

Max Eisenhart ist ein beschauliches Menschenkind, ein Original von liebenswürdigster Art. Er ist vor achtzehn Jahren als Rechtspraktikant des

Landgerichtes in den Ort gekommen; er hatte damals eine Studentenliebschaft hinter sich, aus der sein zartes Herz etwas stief davongekommen war, denn die Geliebte erwies sich treulos, und Eisenhart trug seinen Schmerz gern in die Einsamkeit. Mit der Zeit gefiel er sich aber dermaßen in dem weltentlegenen Neste, daß er sich gar nicht um das Fortkommen im Amte bemühte, sondern sich mit Absicht von den vorgesetzten Behörden übergehen und vergessen ließ und unter Bauern mit Behagen verbauerte. Er hat durch eine Nebenarbeit beim Notar des Ortes genügendes Einkommen, und seine freie Zeit benützt er, um der leidenschaftlich geliebten Sägerei nachzugehen. Er steckt fast immer im Sagdanzug. Wegen seiner Güte und Anspruchslosigkeit ist er überall beliebt, besondre Freundschaft verbindet ihn mit dem Dorfpfarrer, der — echt süddeutsch — in allen praktischen Lebensfragen weit klüger als der unbewußt poetische Jurist ist. Max ist in Geldsachen ein Kind, der gute Pfarrer sein Vormund und Vermögensverwalter.

Nun ist der Praktikant vierzig Jahre alt geworden, und auch ihn reißt die neugebaute Eisenbahn wider Willen aus seiner Träumerei heraus. Dieses Erwachen, Widerstreben, Sichzurechtfinden und dann das eigne kräftige Hinausstreben aus dem poetischen Sumpf, in den der gute Mensch hineingeraten ist, bildet den fesselnden Inhalt des Buches, wohl eine der hübschesten Dorfgeschichten, die es giebt. Denn nicht bloß Dorf und Stadt, sondern auch alte und neue Zeit sind kräftig und geistvoll kontrastirt. Es giebt in der Gegend noch zwei spezifisch bairische (tirolische) Originale: ein gnadenspendendes Marienbild in einer abgelegenen Waldkapelle und eine Bauerndoctrin, Mariatannerl und die Moosrainerin. Ein Prachtweib diese Doctrin; rasch entschlossen, kurz angebunden, mit starkem Verstand und gesundem Herzen weiß sie die neue Lage der Dinge zum eignen Vorteil, der nie ein Nachteil andrer Leute ist, auszunutzen, und ihre Thatkraft bringt ungeahntes Leben in die Gegend. Den Ruf des alten Wallfahrtsortes und die Nähe der neuen Eisenbahn benützt sie, um in aller Geschwindigkeit im Walde von Mariatannerl eine Anstalt für allerlei Kranke aufzubauen; kaum unter Dach, sind die Willen schon von reichen Leuten aus aller Herren Länder besetzt, von Kranken aus Langerweile, die mit ihrem Gelde nichts anzufangen wissen. In diese Unternehmung ist der alte Praktikant, ohne es zu wollen, mit hineingezogen worden, sie gereicht auch ihm zum klingenden Nutzen, und als er sich in ein schönes Mädchen, eine Staatsratsstochter, verliebt und nun selbst mit Macht aus dem Sumpf hinausstrebt, hat er auch genügendes Kapital, etwas zu thun.

Aber wir wollen nicht die mannichfach verschlungenen Fäden der Handlung auflösen; so anmutig sie ist, so liegt doch nicht in ihr die Schönheit der Dichtung, sondern in dem Reichthum der Charakteristik. Die ganze süddeutsche Welt wird dort umspannt. In lebenswahren Skizzen sehen wir alle Stände vom gemeinen Bauern bis hinauf zum Minister vertreten. Am

schönsten sind die Volksfiguren. Eine der gelungensten Episoden ist die Szene Eisenharts mit der schönen Kellnerin: auch etwas, was Hopfen intuitiv gefunden hat. Packenden Humor bietet die wunderbare Genesung der Staatsrätin vor der Kapelle von Mariatannerl, und eine herrliche Satire ist die Schilderung der schlauen Ausbeutung dieses Wunders von Bauern und Pfaffen. Dazu kommen noch die zahlreichen, von innigem Naturgefühl erfüllten Stimmungsbilder der Erzählung, wir erinnern nur an die Landschaftsbilder vom Schloßhügel aus und an das Gespräch in der Mondnacht des Waldes zwischen dem Praktikanten und der Moosrainerin. Kurz, die ganze Dorfgeschichte ist eine erfreuliche Schöpfung, die man nicht vergißt, wenn man sich auch ein bißchen über die billige und nicht vornehme Wendung des Schlusses (Eisenharts Mißverständnis der Zwillingsschwester) ärgert. Aber das ist nun einmal so Hopfensche Art: ganz rein geht es nie bei ihm ab.

Über die harmlos muntere Studentengeschichte von den fünfzig Semmeln können wir kurz hinweggehen; es unterhalte sich an ihr, wer will, uns erschien sie nur als ein etwas breit ausgeführter Spaß. Auffallend ist an ihr nur die eingeflochtene Huldigung für Ibsen. In der Majorzgeschichte vom „polnischen Wachtmeister“ hat sich Hopfen ziemlich schneidig gegen die Naturalisten ausgesprochen; umso überraschender ist seine Verehrung Ibsens. Zum Glück hat sie ihn noch nicht zur Nachahmung Ibsens verführt. Sein dieser Tage im Burgtheater aufgeführtes „phantastisches Lustspiel“: Der Hexenfang bewegt sich in ganz andern Bahnen. Alle Eigenheiten des Hopfenschen Talents treffen wir hier in neuer Mischung als alte Bekannte wieder: ein originelles und keckes Motiv, die Poesie des Junggesellentums, die Freude am Stimmungsbild, die sorgfältige Ausmalung alles Äußerlichen, satte Zeitfarben, und schließlich läuft auch dieses bunt-schillernde, geistreiche, anmutig fesselnde Gebilde in einen gut hausbacknen Schweiß aus; jeder Anspruch auf Wahrscheinlichkeit wird von vornherein durch die Bezeichnung des Lustspiels als eines „phantastischen“ abgelehnt.

Die kleine Hexengeschichte spielt in irgend einer deutschen Stadt im Mittelalter. Wir befinden uns im Arbeitszimmer eines Alchymisten. Man sieht die bekannte Ausstattung eines solchen Gemachs: einen großen Herd mit Flaschen, Totenkopf, Gerippen, ein aufgeschlagenes mystisches Buch, ein Fernrohr und andre Apparate, ein hohes Fenster mit Buzenscheiben, durch das der Mond hereinleuchtet, und zu dem hinaus so wie im „Faust“ gesprochen werden kann. Alles sehr malerisch. Der „weise Meister“ Albertus steht in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sein gutmütiger, einfältig kluger Famulus ist bei ihm. Es ist gerade Walpurgisnacht, die Hexen eilen auf Besenstielen auf den Blocksberg. Albertus hat über dem Rauchfang seiner Küche ein Hexennetz ausgespannt. Es gelüstet ihn nach Liebkosungen von schönen Hexen, er ist unbefriedigt von der Liebe der gemeinen Weiber, die

Sittsamkeit heucheln, und denen Wasser statt Blut in den Adern rinnt. Er will Weiber genießen, die den Teufel im Leibe haben. Alle wohlmeinenden Reden seines braven Schülers und Dieners, der sich vor den nahenden Hexen komisch ängstigt, verfangen nichts. Auch das schöne Bürgermädchen Marie, das ihm wohl gefallen hat, und das nun atemlos herbeieilt, um von dem berühmten Arzt und Meister eine heilsame Arznei für das kranke Mütterlein zu holen, bringt Albertus nicht aus seiner sinnlichen Erregung für die Hexen. Endlich, wie er allein ist, schlägt es Mitternacht, und unter helltönendem Lachen und Schreien kommt ein junges Hexlein durch den Kamin auf dem Besenstiel herabgeflogen. Es ist ein artiges junges Kind: ein Backfisch von einer Hexe, ein unschuldiges Mädchen, dessen Phantasie erregt worden ist, und das sich darum aus Neugierde dem Teufel verschrieben hat. Albertus ist zunächst von der Bescherung eines Backfisches nicht recht erbaut; aber da sich die schöne junge Hexe im langen weißen Nachtgewande munter genug benimmt und fleißig von dem Weine trinkt, der auf der reich gedeckten Tafel des Hintergrundes steht, unterhält sich Albertus sehr gut. Da hört man neues Gekicher und neues Frauengeschrei, und eine zweite Hexe, die sich im Netze des Meisters gefangen hat, kommt durch den Rauchfang herab. Eine andre Spielart: eine richtige Teufelin, nicht blond, sondern schwarz, mit feurigen Augen und leidenschaftlichen Bewegungen; sie ist auch nicht weiß gekleidet, sondern rot, etwa wie die Besucherinnen der öffentlichen Maskenbälle. Nun hüpfst dem glücklichen Zauberer das Herz im Leibe, nun schwelgt er in den Armen zweier Hexen, die sich ihn streitig machen. Schließlich werden dem üppigen Meister die zwei Hexen noch zu wenig, und er macht sich mit ihnen auf den Weg zum Blocksberg. Während er dort genießt, erhalten wir einen Einblick in das Schlafkämmerlein des schönen Bürgermädchens Marie. Sie liegt im Bett, natürlich in schloßweißer Wäsche und bis zu den Ohren sittsam zugedeckt. Der Trank des Meisters hat genügt, das Mütterlein befindet sich sehr wohl, und Marie denkt nun, dieser Sorge ledig, an den schönen Zauberer, der einmal ihre Arme gelobt hat. In diesen Armen möchte sie ihn festhalten, und der Narr zieht Hexen vor! Das Bild verschwindet wieder, und Albertus kehrt mit den zwei Hexen in seine Studirstube zurück. Der Morgen graut, die Schönen wollen nach Hause, Albertus entläßt sie nicht, er will die Hexen zu neuem Genuß bei sich behalten. Die Flasche, die die Flüssigkeit enthält, die Menschen und Dingen Flugkraft verleiht, zertrümmert er an den Steinen des Herdes. Mehr und mehr drängt die Zeit, schon hört man das Läuten der Morgenglocken, Gesang frommer Beter, aber Albertus läßt nicht von den Hexen. Da werfen diese ihre grauen Schleier um sich und verwandeln sich damit zu dem, was sie in Wahrheit sind: sie erscheinen als alte, häßliche Betteln und fahren mit ihren Besenstielen auf den entsetzten Meister los, um ihn von zwei Seiten zu prügeln. Die Schläge heimst unschuldigerweise der

inzwischen angekommene Famulus ein. Schließlich entfliegen die Hexen doch durch den Kamin, zu dem sie hereingekommen sind, und Albertus kehrt zur wahren Liebe zurück, denn Marie ist wieder eingetreten, um ihm für die Arznei zu danken. In aller Hausmütterlichkeit macht sie sich, ohne erst viel zu fragen, gleich daran, die Stube aufzuräumen und die Unordnung, die die Hexen hinterlassen haben, zu beseitigen. Unter dem Geläute der Kirchenglocken und bei den Tönen der Orgel fällt der Vorhang: Albertus und Marie werden ein Paar.

Fabula docet: Die Hexen halten das Licht des Tages nicht aus. Eine erregte Männerphantasie wünscht sich wohl Weiber, die den Teufel im Leibe haben; doch sie sind nur für Stunden gut genug, aber nicht wünschenswert als ständiger Besitz. Besonders moralisch kann man dieses phantastische Lustspiel eben nicht finden; es ist auch nur ein Stücklein für Männer. Man möchte es eine dramatisirte Junggesellenphantasie nennen. Aber man unterhält sich gut dabei, und die Künstlerinnen des Burgtheaters sorgen schon dafür, daß die Grenzen der Schönheit nicht überschritten werden. Es dürfte übrigens auch beim Lesen gefallen, denn es ist in muntern Knittelversen geschrieben, von denen manches witzige Wort in der Eile des Bühnenvorgangs verloren geht.



Ein neues Metall



ir meinen das Aluminium, und wir dürfen es neu nennen, obwohl es bereits im Jahre 1827 entdeckt wurde. Denn wir verbinden mit dem Namen Metall nicht bloß die Bedeutung der chemischen Natur, sondern auch die der praktischen Verwertung. Das Aluminium, sonst von unerschwinglichem Preise, ist seit einem Jahre so billig geworden, daß es als ein Konkurrent der alten Metalle auftritt, und daß seine längst geschätzten Eigenschaften nun der Industrie in mannichfacher Weise zu gute kommen können. Wir verdanken diese Wendung der Beherrscherin des Tages (und der Nacht): der Elektrizität.

Das Aluminium kommt in der Natur nirgends rein, jedoch als Oxyd in geringer Menge, als Silikat unter dem Namen Thonerde in großen Mengen vor. Außerdem ist es der Hauptbestandteil der Silikate, die die Gemengteile der verbreitetsten Massengesteine, des Granits, des Syenits, des Porphyrs und des Basalts bilden. Im Korund, dessen blaue Krystallisationsform Saphir, dessen rote Rubin heißt, ist ein Aluminiumoxyd enthalten. Die Porzellanerde